



Leseprobe

J. R. Ward

Entfesseltes Herz

Black Dagger 26 - Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 8,99 €



Seiten: 416

Erscheinungstermin: 08. März 2016

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Titel der Originalausgabe:
THE SHADOWS (Part 2)

Aus dem Amerikanischen
von Corinna Vierkant

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Deutsche Erstausgabe 04/2016
Redaktion: Bettina Spangler
Copyright © 2015 by Love Conquers All, Inc.
Copyright © 2016 der deutschen Ausgabe
und der Übersetzung by
Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673
Printed in Germany
Umschlagbild: Dirk Schulz
Umschlaggestaltung: Animagic, Bielefeld
Autorenfoto © by John Rott
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

ISBN 978-3-453-31701-0

www.heyne.de

In Liebe gewidmet:

Euch beiden.

*Denn es ist unmöglich,
den einen von dem anderen zu trennen.*

s'Ex blieb vor iAm stehen und blickte von oben auf ihn herab. »Ach wirklich?«

»Ja.« iAm ballte die Fäuste und spürte, wie seine Fänge ausfahren. »Wenn es um die Entscheidung geht, wer von euch beiden lebend hier rauskommt, garantiere ich dir: Sie ist diejenige, die noch steht, sobald sich diese Tür hier öffnet. Und wenn ich dabei draufgehe.«

s'Ex verzog das Gesicht und wandte sich an die Dienstmagd: »Euch ist bewusst, dass er der falsche Bruder ist, oder?«

iAm verstellte s'Ex die Sicht auf *Maichen*. »Also, kann's losgehen?«

»Es wäre dumm von dir, gegen mich zu kämpfen. Wo ich doch hier bin, um dich zu befreien.«

iAm ließ sich nicht beirren. »Teilst du den ersten Schlag aus oder ich?«

»Hast du nicht gehört? Ich bin hier, um dich zu deiner beschissenen Bibliothek zu bringen – aber vermutlich kommst du da gerade her, habe ich recht? Oder legt ihr hier nur einen Abstecher ein auf dem Weg nach draußen?«

Schweigen. iAm ließ sich die Worte des Scharfrichters mehrfach durch den Kopf gehen und klopfte sie auf ihre Bedeutung ab. Dann runzelte er die Stirn. »Ich verstehe nicht.«

»Wenn es dir nichts ausmacht, wir müssen uns beeilen. Ich soll in zwanzig Minuten wieder am Hof sein.«

Was zum Henker?, dachte iAm.

s'Ex verdrehte die Augen. »Ich habe doch gesagt, dass ich dich hier raushole, oder?«

»Aber du warst es doch, der mich in diese Zelle gesteckt hat! Du hast mir eins über den Kopf gezogen ...«

»Nein, Arschloch, das war einer meiner Wachen. Seitdem arbeite ich daran, dich wieder rauszuholen – das mit der Zelle war nicht vereinbart. So war es nicht vereinbart.«

iAm blinzelte.

»Wir waren in der Bibliothek«, mischte sich nun *Maichen* ein. »Aber wir haben nichts gefunden. Ich begleite euch. Ich möchte sichergehen, dass er lebend rauskommt.«

»Nein!«, bellten s'Ex und iAm im Chor.

»Siehst du?«, meinte der Scharfrichter und ging zur Tür. »Wir können uns ja doch einig sein. Also, kann's jetzt losgehen?«

Und er redete diesmal nicht von einer Prügelei.

Heilige Scheiße. Es sah aus, als hätte iAm ihm doch nicht zu Unrecht vertraut.

iAm sah *Maichen* an. Leise flüsterte er: »Bitte, folge uns nicht.«

»Sie lässt sich nichts verbieten«, tat s'Ex dies ab und öffnete die Zellentür. »Gehen wir – es sei denn, du möchtest in dieser Zelle verrotten.«

iAm warf dem Dienstmädchen einen warnenden Blick zu: »Komm nicht mit.«

»Ich warte«, sagte s'Ex.

»*Maichen* ...«

»Ich folge Euch, wenn es mir passt«, war ihr einziger Kommentar, damit huschte sie an ihm vorbei zu s'Ex hinaus auf den Gang.

iAm rang um Fassung, während er den beiden folgte, immer noch in der hellblauen Robe, in der ihn *Maichen* unerkannt zur Bibliothek gebracht hatte. »Ich kann es nicht mit meinem Gewissen vereinbaren, dass du für diesen Blödsinn dein Leben aufs Spiel setzt.«

Doch *Maichen* hörte nicht auf ihn. Offensichtlich hatte sie den Verstand verloren.

Allerdings war er selbst auch nicht besser ... denn er stellte fest, dass er sich nicht von ihr trennen wollte.

Was verrückt war.

Wieder ging es durch Korridore, diesmal auf einer

anderen Route, und die ganze Zeit über rechnete iAm damit, dass sich ihnen jemand in den Weg stellen oder sie überfallen oder irgendetwas Grässliches passieren würde.

Doch eine Viertelstunde später hatten sie den Palast verlassen, die Behausungen der Diener passiert ... und standen vor der Mauer, die das Territorium von der Menschenwelt trennte.

iAm sah den Scharfrichter an. »Du lässt mich gehen?«, flüsterte er.

»So war es vereinbart, oder etwa nicht?« Als iAm schwieg, schüttelte s'Ex den Kopf. »Hier endet das Abenteuer für uns drei. Zumindest bis zum Ende der Trauerzeit, wenn ich deinen Bruder holen muss.«

»Werden sie nicht merken, dass ich fort bin?«

»Wen sollte es kümmern? Ich beseitige regelmäßig Gefangene – und die Erinnerung an deine Markierung habe ich aus den Köpfen der Wachen gelöscht.« s'Ex warf *Maichen* einen Blick von der Seite zu. »Obwohl die Sache einfacher gewesen wäre, wenn Ihr keinen Möbel-Ausstellungsraum aus seiner Zelle gemacht hättet.«

iAm streckte s'Ex die Hand entgegen. »Ich hatte nicht erwartet, dass du Wort hältst.«

»Selber Arschloch.« s'Ex schlug ein. »Und jetzt geh.«

Ehe er sich's versah, stand die Tür für ihn offen. iAm musste sich noch nicht einmal über den Wall dematerialisieren.

Er zögerte und sah sich nach *Maichen* um.

Schweigen breitete sich aus, und s'Ex stieß einen derben Fluch aus. »Ich bin gegen diese Sache zwischen Euch, aber Ihr wisst, wie Ihr das Tor verschließt, wenn er weg ist.«

Damit stapfte er davon, und sein schwarzes Gewand flatterte hinter ihm.

Es war wirklich merkwürdig, dachte iAm, als er mit

Maichen alleine war. Der Weg in die Freiheit lag offen vor ihm, doch er konnte sich nicht rühren.

»Kann ich dein Gesicht sehen?«, hörte er sich fragen.
»Bevor ich gehe.«

Als sie schwieg, streckte er die Hand nach ihr aus und strich über den Stoff, der ihren Kopf bedeckte und auf ihre Schultern fiel. »Ich muss wissen, wie du aussiehst, sonst wirst du mich in den Nächten verfolgen.«

Doch er ahnte schon, dass sie das ohnehin tun würde.

»Ich ...« Ihre Stimme zitterte. »Ich bin mir nicht sicher.«
iAm nickte und kam sich total mies vor. »Tut mir leid, ich weiß, es geht mich nichts an.« Einem plötzlichen Impuls folgend, verbeugte er sich vor ihr, als wäre sie viel mehr als eine einfache Dienstmagd. »Nochmals danke.«

Damit drehte er sich um und trat durch das Tor in der Mauer.

»Morgen Nacht«, platzte sie heraus. »Treffst Ihr Euch mit mir?«

Er erstarrte, ein Fuß schon außerhalb des Territoriums.
»Wo?«

»Ich weiß nicht. Irgendwo. Irgend...wie.«

iAm runzelte die Stirn. Er dachte an die Hütte, in der er *Trez* gefunden hatte, auf dem Berg zwischen dem Territorium und der Kolonie der *Symphathen*. Sicher gab es sie noch, sie war schon über hundert Jahre alt gewesen, als *Trez* damals Schutz gesucht hatte.

Und *Rehv* hatte keinen Bedarf mehr dafür.

»Kennst du den Black Snake Mountain?«

»Ja«, flüsterte sie.

»Auf halber Höhe an der Ostflanke, am Einstiegspunkt zum Lightning Strike Trail steht eine Hütte. Ich werde etwas früher da sein und den Kamin anschüren, dann kannst du dich von hier dematerialisieren und nach dem Feuerschein Ausschau halten. Sei um Mitternacht dort.«

Er stellte sich vor, wie sie auf der Unterlippe kaute, während sie überlegte.

»Ich würde dir nie etwas antun«, schwor er.

»Ich weiß.«

»Ich muss los.« Er sah sie durchdringend an und versuchte, durch ihre Robe ihren Körper auszumachen. »Denk darüber nach. Ich werde eine Stunde auf dich warten. Wenn du es nicht schaffst, verstehe ich das.«

In den Augen der s'Hisbe war sie nicht »von Bedeutung«, und doch taten auch Frauen ihres Standes gut daran, vorsichtig zu sein, wenn sie das Territorium verließen.

Erst recht dann, wenn sie keinen Einfluss besaßen.

»Lebt wohl«, sagte sie und schloss das Tor.

Als er sich ein paar Sekunden später dematerialisierte, wusste er, dass er sie nie wiedersehen würde. Trotzdem würde er in der nächsten Nacht zur Berghütte kommen.

Zum vereinbarten Zeitpunkt.

Selbst zynische Jungfrauen wie er hatten anscheinend eine romantische Ader.

Mitternacht war längst vorüber, als Trez und Selena aus der Toilette im Erdgeschoss kamen. Überrascht stellte Trez mit einem Blick auf sein Handy fest, dass es schon nach drei war. Sie hatten sich über drei Stunden in dieser Toilette vergnügt.

Er konnte sich keinen besseren Zeitvertreib vorstellen.

Die Ersten waren schon heimgekehrt, aus dem Billardzimmer drangen Stimmen.

»... der reinste Kugelhagel«, sagte Rhage. »Es wollte einfach kein Ende nehmen!«

»Mein armes Rettungsmobil.« Manny klang alles andere als begeistert. »Das war die Jungfernfahrt. Und jetzt? Total verbeult!«

Wie es aussah, waren ihre beiden Beschützer heil nach

Hause gekommen. Scheiße, sie hatten den Abend lang vor dem Circle the World Wache gehalten, und er hatte mit keinem Gedanken an sie gedacht. Was war er doch für ein Egoist.

»Und dieser Wichser behauptet, es wäre keine Polizei in der Nähe«, unterbrach V. »Ich solle sie einfach an der geheimen Garage abholen. Unglaublich – es war wie eine Großversammlung der Bullen.«

Trez legte den Arm um Selena. »Möchtest du dich zu den anderen gesellen?«

»Wir müssen unseren Teil erzählen!«

Trez küsste sie auf die Stirn und führte sie durch die Eingangshalle und durch den Bogendurchgang in den Billardsalon mit seinen Pooltischen, Sofas und dem Flachbildschirm von der Größe einer Autokino-Leinwand.

»Seht euch das an, wir sind auf CNN«, rief jemand, als der Fernseher anging.

Und tatsächlich liefen gerade die Aufzeichnungen einer Überwachungskamera auf Dauerschleife: Man sah den Mercedes von Fritz wie in einer Szene aus *Die Hard* durch die Fensterscheiben der Lobby brechen. Darauf folgte der Kommentar eines Polizisten, der an der Verfolgungsjagd beteiligt gewesen war, und dann noch der Bericht irgendeines anderen Zeugen.

Trez nickte Rhage und Manny zu. Winkte V und Butch. Stellte sich zu Selena, die neben Z und Bella stand.

»Ganz schön viel Material«, meinte jemand betreten.

»Scheiße«, murmelte ein anderer.

Selbst Selenas Hochgefühl wurde gedämpft, als würde die wilde Verfolgungsjagd durch diese Aufzeichnungen erst real.

Ein kalter Luftzug kündigte an, dass jemand ins Haus gekommen war, und im nächsten Moment legte sich eine Hand auf Trez' Schulter.

Als er sich umdrehte, stand iAm vor ihm.

»Oh, hallo.« Er wollte seinen Bruder umarmen, doch dann stockte er. »Nach was riechst *du* denn?«

»Neue Flüssigseife im Sal's.«

Trez nahm ihn in die Arme. »Wirf das Zeug in die Tonne. Du riechst wie eine alte Dame – ist das Lavendel?«

»Was ist mit dem Mercedes vor dem Eingang passiert? Der ist ja total verbeult.«

Trez deutete auf den Fernseher. »Sieh selbst.«

Aber iAms Blick war an Selena hängen geblieben. Schnell verbarg er seine Überraschung über ihre gestylte Frisur und das knappe Kleid.

»Wir waren essen«, brach es aus Trez hervor.

Selena bemerkte iAm und streckte ihm die Arme entgegen. »Hallo«, sagte sie und umarmte ihn. »Ich befürchte, wir haben die Innenstadt von Caldwell verwüstet.«

Schon komisch, sein Bruder war der einzige Kerl, dem Trez nicht an die Gurgel springen wollte, wenn er Selena berührte. Wahrscheinlich wusste er einfach, dass iAm nie im Leben auf dumme Gedanken kommen, geschweige denn, etwas anstellen würde.

iAm lächelte. »Jetzt weiß ich wenigstens, was dem Benz so zugesetzt hat. Ich hole mir einen Drink, willst du auch einen?«

Trez schüttelte den Kopf. »Nein, danke.«

Doch als sein Bruder zur Bar ging, entschuldigte er sich bei Selena und folgte ihm. »Hey, hör zu, ich hoffe, du verzeihst mir, dass ich mich gar nicht mehr gemeldet habe ... wow!«

Trez fing die Wodkaflasche auf, die iAm entglitten war, bevor sie auf dem Boden zerschellte. Erst da bemerkte er, dass die Hände seines Bruders zitterten.

»Verdammt, iAm, ist alles in Ordnung?«

»Oh, ja, absolut.«

»Hier«, sagte Trez und gab ihm den Wodka zurück.
»Willst du dir den Drink sicher selber machen?«

»Ja.«

»Warte, ich hol dir ein Glas.« Trez trat um die Bar herum und nahm ein niedriges, weites Glas aus dem Regal, während iAm die quadratische Flasche entkorkte. »Cranberry-Saft?«

»Nein.«

»Pur? Du trinkst ihn doch sonst nie pur.«

»Effizienz, mein Bruder. Effizienz lautet heute die Devise.«

Trez hielt das Glas und sah zu, wie iAm einschenkte. Als sein Bruder die Flasche gar nicht mehr absetzen wollte, konnte Trez seine Besorgnis nur mühsam verbergen.

iAm war nämlich sonst der Besonnenere von ihnen beiden.

Mit diesem Glas würde er sich sofort abschießen in Richtung Koma. Andererseits hatten sie auch verdammt lange vierundzwanzig Stunden hinter sich.

»Wie lief's im Restaurant?«, fragte Trez und reichte ihm das Glas.

»Äh, gut. Alles in Ordnung.«

»In den Clubs?«

»Auch.«

iAm stürzte den Wodka hinunter, in einem einzigen langen Zug, als wäre er Wasser.

Trez fluchte. »Es tut mir so leid.«

»Warum?«, brummte iAm.

»Du weißt warum.«

iAm antwortete mit einem Grunzen, das alles Mögliche bedeuten konnte. »Hör zu, ich geh schlafen. Ich bin vollkommen erledigt.«

»Ja, ich glaube, das machen wir auch.«

»Wie geht es ihr?«

Trez sah zu Selena hinüber. Eigentlich sollte es nur ein flüchtiger Blick werden, bevor er sich wieder seinem Bruder zuwandte, doch seine Augen verweigerten den Befehl und folgten stattdessen der anmutigen Rundung von Selenas Rücken. Und wieder sah Trez vor sich, wie sie auf der Bank in der Toilette vor ihm gelegen hatte, nackt, die Beine gespreizt, die schweren Brüste an seinem Mund, in seinen Händen. Dann dachte er an ihr ausgelassenes Lachen während der Verfolgungsjagd im Mercedes und wie sie beim Essen im Circle the World in die Nacht hinausgeblickt hatte.

»Sie ist unglaublich«, sagte er heiser. »Absolut unglaublich.«

»Das ist gut, Bruder. Das ist gut.« iAm steckte den Korken auf die Flasche und klemmte sie sich unter den Arm. »Hör zu, ich leg mich hin. Aber wenn etwas ist, ich bin nebenan, okay?«

»Danke.«

Als iAm ging, ohne sich noch einmal umzusehen, spürte Trez überdeutlich, welche Last er für seinen Bruder war.

Eines Tages, das schwor er sich, würde er eine Möglichkeit finden, sich bei ihm zu revanchieren.

filmreife Bilder untermalt von Schüssen und quietschenden Reifen.

Unglaublich, was in der Innenstadt passiert war. Zum Glück hatte sich niemand verletzt.

»Wo steht dein schickes Fahrzeug jetzt?«, wurde Manny gefragt.

»Immer noch am Fluss. Wir mussten es in Vs Garage lassen.« Der Arzt rieb sich das Gesicht, als hätte er höllische Kopfschmerzen. »Es ist komplett durchsiebt – außerdem ist mir irgendetwas Großes vor den Kühler gelaufen.«

»Ein *Lesser*?«, erkundigte sich ein Bruder.

»Nein. Ich habe rotes Blut an Scheinwerfern und Kühlergrill entdeckt. Also entweder Mensch oder Vampir. Aber nachdem wir vollzählig sind und niemand hinkt, war es wohl Ersteres.«

»Oder einer von Xcors Leuten.«

»Kann sein. Aber was es auch war, derjenige muss sich ganz schön wehgetan haben.«

Layla runzelte die Stirn. »Jemand wurde angefahren?«

»Keiner von uns, keine Sorge«, antwortete jemand.

Eine merkwürdige Vorahnung ergriff von ihr Besitz.

Ohne weitere Worte zog sie sich unauffällig aus dem Billardzimmer zurück, holte ihr Handy aus der Fleecejacke, die sie sich von Doc Jane geliehen hatte, und schickte eine kurze Nachricht. Sobald sie versandt war, löschte sie den Text aus dem Speicher und prüfte, ob das Handy auf »stumm« gestellt war, ehe sie es wieder wegsteckte.

Dann lief sie vor der Eingangstür auf und ab, das schmale Handy in der Tasche umfasst, und wartete auf eine Antwort. Als sich zehn Minuten lang nichts tat, überprüfte sie, ob sie ihr Handy vielleicht versehentlich ausgeschaltet hatte.

»Hallo Layla.«

Sie wirbelte herum. Qhuinn und Blay waren aus der Tür unter der Treppe gekommen.

Errötend sagte sie: »Ich wollte gerade wieder runterkommen.«

»Er schläft jetzt. Doc Jane sagt, seine Werte werden besser. Im Moment besteht keine akute Gefahr.«

Blay schaltete sich ein: »Wir legen uns jetzt auch hin. Bevor wir umfallen.«

Quinn gähnte und riss den Mund so weit auf, dass die Kiefer knackten. »Doc Jane legt sich unten hin. Ich glaube, sie hat seit zwei Tagen nicht geschlafen. Sie gibt uns Bescheid, falls etwas ist.«

»Sagt ihr mir, wenn ihr mich braucht?«

»Ich glaube, im Moment ist alles in Ordnung. Danke für alles.«

Sie umarmten einander und wünschten sich einen guten Tag. Offensichtlich gelang es Layla dabei, einigermaßen normal zu wirken, denn kurz darauf machten sich Quinn und Blay auf in den ersten Stock.

Ohne ihre Unruhe zu bemerken.

Layla warf einen Blick zurück zum Billardzimmer. Zog ihr Handy aus der Tasche und sah nach der Uhrzeit.

Nach drei.

Immer noch keine Antwort.

Ohne lang zu überlegen, ging sie durch das Esszimmer und die Küche nach draußen. Die *Doggen* waren mit den Vorbereitungen für das Letzte Mahl beschäftigt, und Fritz sah nur kurz auf und nickte, als sie an ihm vorbeihuschte.

Niemand bemerkte, wie sie in die Garage schlüpfte und zur verschlossenen Tür auf der anderen Seite lief. Sie gab die Kombination ein, und das Schloss öffnete sich mit einem Piepen. Kurz darauf saß sie hinter dem Steuer und startete den Motor.

Das *Mhis* verlangsamte sie, als sie den Hang hinunterfuhr, und ihr Herz schlug nur noch wilder. Doch dann er-

reichte sie den Fuß des Berges, bog auf die Landstraße ab und trat richtig aufs Gas.

Sie hatte nicht viel Zeit.

So musste sich Sucht anfühlen, dachte sie benommen, während sie das Lenkrad so fest umklammerte, dass ihr die Knöchel brannten.

Die Anziehungskraft von Droge oder Alkohol – oder Xcor, was sie betraf – war übermächtig, doch es bereitete kein Vergnügen, sich ihr zu ergeben, sondern nur Schuldgefühle. Und Hass auf sich selbst, wenn man wider besseres Wissen einem Trieb nachging, der einen umbringen konnte.

Oder zumindest in den Ruin führen.

Aber beim Schleier, sie konnte nicht anders. Sie musste sich einfach vergewissern, ob es Xcor gut ging.

Im königlichen Audienzhaus lächelte Paradise dem älteren Vampir vor ihrem Schreibtisch zu. »Gern geschehen. Ich bin froh, dass wir Sie heute Nacht noch reinnehmen konnten.«

»Sie haben mir sehr geholfen.« Er verbeugte sich vor ihr, die Kappe in der Hand. »Ich wünsche noch eine angenehme Zeit bis zur Dämmerung.«

»Ihnen auch.«

Als er weg war, lehnte sie sich zurück und schloss die Augen. Er war der letzte Termin für diese Nacht gewesen. Wrath hatte acht Stunden lang zwischen zwei und vier Audienzen pro Stunde gehalten, also zwischen sechzehn und dreißig Gäste empfangen. Und für jeden einzelnen hatte Paradise die Anweisungen ihres Vaters befolgt: Sie hatte die Gäste begrüßt, sie registriert, wenn sie zum ersten Mal mit dem König sprachen, und ihnen eine Erfrischung angeboten, bevor sie aufgerufen wurden. Nach ihren Gesprächen hatte sie die Gäste wieder verabschie-

det und die Mitschriften ihres Vaters in eine Datei eingepflegt, in der auch Entscheidungen oder erteilte Erlaubnisse erfasst wurden.

Erschöpft war gar kein Ausdruck für ihren Zustand, sie war vollkommen ausgelaugt. Es gab so viel zu lernen, so viele Namen und Problemstellungen, Familien und Blutlinien, und sie durfte sich keinen Fehler leisten.

Außerdem musste sie sich mit den Gästen unterhalten, während sie warteten, besonders, wenn sie alleine kamen.

Nicht weil ihr Vater sie dazu angehalten hätte, sondern weil es ihr einfach wichtig erschien.

Vielleicht lag es an ihrem Stewardessen-Outfit.

Vermutlich aber an ihrer Erziehung.

»Ganz schön viele leere Stühle hier.«

Sie fuhr zusammen. »Peyton! Kannst du nicht anknöpfen?«

»Das habe ich. Ein Bruder hat mich reingelassen – ich hätte mir fast ins Hemd gemacht.« Er schielte zurück zum offenen Bogendurchgang. »Da ist keine Tür, sonst hätte ich natürlich geklopft. Entschuldige, dass ich dich erschreckt habe.«

Sie stupste die Maus an und verscheuchte damit die bunten Blasen auf ihrem Bildschirm. »Was willst du?«

»Du hast nicht auf meine Textnachrichten geantwortet. Oder meine Anrufe.«

»Weil ich sauer auf dich bin.«

»Ach, komm schon, Parry. Sei nicht so.«

»Ich muss dich etwas fragen.« Sie löste die Augen von dem Excel-Spreadsheet, an dem sie gearbeitet hatte, und sah in seine blauen Augen. »Was würdest du sagen, wenn du nicht selbst entscheiden dürftest, bloß weil deine Haare blond sind?«

Er warf die Hände in die Luft. »Was soll das, ich habe keine Lust, über Haarfarben zu ...«

»Ich meine es ernst. Streite nicht mit mir, sondern beantworte meine Frage.«

»Ich würde in die Drogerie gehen und mir eine schwarze Tönung kaufen.«

Paradise schüttelte den Kopf, nahm den Block mit der To-do-Liste zur Hand und hakte ein paar Punkte ab, die sie bereits erledigt hatte.

»Ich verstehe den ganzen Wirbel nicht«, brummte Peyton. »Warum willst du dich unbedingt ins Gemetzel stürzen? Dort sterben Aristokraten ganz genau wie alle anderen. Was hast du dagegen, in Sicherheit zu sein ...«

»Hinter einem Schreibtisch, ja? Oder in einem Kleid in einem großen Haus? Ja?«

»Es ist nicht falsch, das schöne Geschlecht zu beschützen.«

»Musst du nicht zurück zu deiner Bong?«

Sie spürte, wie er sie von oben herab anfunktete. »Erinnerst du dich nicht mehr an die Plünderungen, Parry? Hast du vergessen, wie das war? Vampire wurden in ihren Häusern abgeschlachtet. Gliedmaßen wurden ihnen bei lebendigem Leib abgehackt. Die Eltern von Lash haben sie am Esstisch gefunden, ihre Leichen auf den Stühlen drapiert wie zu einem Festmahl. An so etwas möchtest du teilhaben?«

Paradise sah ihm fest in die Augen. »Will ich nicht!«

»Aber warum streiten wir uns dann?«

»Weil ich *selbst* entscheiden will. Ich möchte das Risiko eingehen können, wenn ich will – und erzähl mir nicht von den Plünderungen, als würde ich mich nicht selbst an jedes Detail erinnern. Auch in meiner Familie gab es Tote. Darf ich mich nicht nach Rache sehnen? Das ist reine Männersache?«

Er stützte sich auf ihren Schreibtisch und beugte sich zu ihr. »Männliche Vampire können keine Kinder gebären.«

Sie stand auf und war nun dicht vor ihm. »Da hast du recht. Ich würde gerne sehen, wie es euch dabei erginge. Ihr würdet doch nach zehn Minuten nach Mama schreien.«

Überrascht bemerkte Paradise, dass Peytons Blick ihre Lippen streifte.

So etwas hatte es in all den Jahren ihrer Freundschaft nie gegeben.

Nicht einmal andeutungsweise.

»In Ordnung«, sagte er wütend. »Dann steh zu deinem Wort.«

»Wie bitte?«

»Melde dich an.« Er deutete auf ihren Schreibtisch. »Komm hinter dem Tisch hervor, und füll die Anmeldung aus. Versuch, den Eignungstest zu bestehen.«

»Vielleicht tue ich das ...«

In diesem Moment kam ihr Vater herein. »Oh, hallo, Peyton. Wie geht es dir, mein Sohn?«

Sofort war Peyton wie ausgewechselt. »Danke, Sir, es geht mir gut.«

Die beiden schüttelten sich die Hände, und Paradise war sich sicher, dass ihr Vater die Stimmung nicht bemerkte. Ganz anders als Peyton. Seine Schultern waren angespannt, als würde er in Gedanken mit ihr weiterstreiten.

»... wie aufmerksam von dir vorbeizuschauen und Paradise zu unterstützen.« Ihr Vater lächelte. »Besonders an ihrem ersten Abend. Ich muss sagen, du hast meine Erwartungen übertroffen, meine Liebste. Das hier ist eine wundervolle Betätigung für dich vor deiner Einführung.«

»Danke, Vater«, sagte sie mit einer Verbeugung.

»Gut, ich muss jetzt gehen. Peyton, vielleicht leistest du ihr bis zum Sonnenaufgang Gesellschaft?«

Peyton musterte sie scharf. »Du wohnst nicht mehr zu Hause?«

»Keine Sorge«, schaltete sich ihr Vater ein. »Sie ist mit ihrer Dienstmagd hier und wohl behütet. Also, wenn ihr mich jetzt entschuldigen wollt, ich muss los.«

Um nach ihrem »Gast« zu sehen, kein Zweifel.

»Die Brüder haben den König zu seinem Anwesen eskortiert«, sagte ihr Vater, kam um den Schreibtisch herum und umarmte sie. »Die *Doggen* werden noch mindestens eine Stunde sauber machen. Ruf an, wenn du etwas brauchst.«

»Das werde ich.«

Und damit war er weg.

»Ich fasse es nicht, dass er dich hier wohnen lässt«, sagte Peyton.

»Er tut es nicht ganz freiwillig.«

»Was meinst du damit?«

»Ach, nichts.« Sie griff in ihr Haar und schüttelte die Locken auf. »Du musst mir nicht Gesellschaft leisten. Genauer gesagt möchte ich, dass du gehst.«

Sie spürte seinen Blick auf sich ruhen, und als er nicht antwortete, wurde sie wütend. »Was?«

Seine Lider waren schwer. So hatte sie ihn noch nie erlebt. »Du warst noch nie so ...«

»Aufmüpfig?«

»Nein«, murmelte er. »Das nicht.«

»Was dann?« Doch er antwortete nicht. Sie schüttelte den Kopf. »Geh nach Hause, Peyton. Geh einfach heim, zieh dir einen Joint rein und bereite dich darauf vor, den großen Macker beim Trainingsprogramm zu markieren. Das ist deine natürliche Rolle.«

Damit stolzierte sie an ihm vorbei aus dem Salon. Es war ihr egal, was er machte, ob er ging oder an ihrem Schreibtisch stehen blieb, bis ihn die *Doggen* mit den Wollmäusen nach draußen fegten.

Sie war fertig.

Mit dieser Nacht. Und mit Männern im Allgemeinen.

Er hatte einen langen, langen Heimweg hinter sich, bei dem er sich Meile für Meile dematerialisieren musste, weil sie über kein Fahrzeug verfügten. Jetzt wollte er einfach nur noch allein sein. Doch da seine Männer so besorgt um ihn waren, würden sie vermutlich nicht gehen, und ihm fehlte die Kraft, sie zu vertreiben.

»Sie hätten dich fast umgebracht«, meinte Balthazar, der an der Tür stand.

Xcor trank noch einen Schluck. »Dich aber auch ...«

»Da kommt wer«, meldete Syphon vom Fenster. »Ein Auto.«

Sofort zogen alle ihre Waffen und richteten sie auf das Fenster. Alle außer Xcor. Sein Arm hing schlaff unter der dünnen Jacke herab. Wahrscheinlich war die Schulter ausgekugelt.

Und den Wodka gab er nicht aus der Hand.

»Wer ist es?«, fragte er barsch. Er tippte auf die *Doggen*, die er anstellen wollte.

»Eine Vampirin«, hauchte jemand. »Aber keine aus der Dienerklasse.«

Xcor riss den Kopf herum und bleckte die Fänge. Doch er wusste auch so schon, wer es war. Es gab nur eine Vampirin, die dieses Cottage kannte und mit dem Auto kommen würde.

»Lasst uns allein«, befahl er. »Sofort.«

Doch seine Bande stand im Halbkreis vor dem Fenster, gebannt von Laylas Anblick. Xcor knurrte wie ein Löwe:

»Lasst uns allein!«

Zypher räusperte sich. »Sie ist wirklich hübsch anzuschauen, Xcor ...«

»Sie ist das Letzte, was du je sehen wirst, wenn ihr nicht verschwindet!«

Murrend dematerialisierten seine Soldaten sich ... so dass Xcor allein war, als Layla klopfte.

Er stärkte sich mit einem weiteren Schluck aus der Flasche, dann rappelte er sich auf und öffnete ihr die Tür.

Layla sah ihn an und rief: »Ihr seid verletzt!«

Sie wirkte so erschrocken, dass er an sich und seinen blutigen Kleidern herabsah. »Ja, es macht ganz den Eindruck.« Merkwürdigerweise spürte er seine Verletzungen gar nicht mehr, jetzt da sie vor ihm stand. »Wollt Ihr nicht reinkommen und Euch am Kamin wärmen?«

Als wäre nichts gewesen. Als hätte sie ihn nicht versetzt, obwohl sie um Mitternacht kommen wollte – um ihm mitzuteilen, ob sie bei ihrer Entscheidung blieb.

Doch das war überflüssig. Ihr Fernbleiben war Antwort genug. Offensichtlich war sie zur Besinnung gekommen.

Layla trat ein und ließ den Blick unaufhörlich an ihm auf und ab wandern. »Xcor, was ist passiert?«

»Nichts.« Er schloss die Tür. »Hattet Ihr nicht angedeutet, dass Ihr Euch nicht freimachen könnt?«

»Ich habe von den Ereignissen in der Stadt gehört. Ich musste einfach ...«

»Musstet was? Nachsehen, ob ich tot bin und Euch auf diese Weise von Eurer Verpflichtung entbunden habe?« Als sie schwieg, lachte er leise und kehrte zur Couch zurück. »Entschuldigt bitte, ich muss mich setzen.«

Er merkte deutlich, wie sie ihm mit dem Blick folgte. Und sicher hörte sie auch das Stöhnen, das er zu unterdrücken versuchte.

»Ihr solltet einen Arzt aufsuchen.«

Xcor lachte und hob erneut die Flasche an den Mund. »Ihr meint, ich müsste mich behandeln lassen? Die Bruderschaft der Black Dagger hat vermutlich einen anderen Standard der medizinischen Versorgung. Mir ist im Laufe der Jahrhunderte schon viel Schlimmeres widerfahren. Das hier ist nur ein Kratzer, morgen Abend ist er wieder heil.«

»Wann habt Ihr Euch das letzte Mal genährt?«

Xcor erstarrte. »Bietet Ihr es mir etwa an?«

Als sie den Blick zu Boden senkte, lachte er noch einmal leise auf. »Das heißt wohl nein. Außerdem habt Ihr mir schon einmal geholfen und damit den Feind unterstützt. Wir alle wissen, wie das ausging.«

»Warum verspottet Ihr mich?«

Er trank noch einmal. »Weil es mir Spaß macht. Ich bin ein Bastard, schon vergessen? Ein Bastard, der Euch gezwungen hat, sich Nacht für Nacht mit ihm zu treffen, obwohl Ihr das Kind eines anderen im Bauch tragt.«

»Ihr leidet Schmerzen.«

»Seit Ihr hier seid, spüre ich sie nicht mehr.«

Das verschlug ihr offenbar die Sprache.

Und dann stellte er mit Entsetzen fest, dass sie auf ihn zukam ... und dabei den rechten Ärmel hochschob.

»Was macht Ihr da?«, fragte er barsch.

»Ich werde Euch nähren.« Sie blieb vor ihm stehen. So nah, dass er nur zuzugreifen brauchte. So nah, dass er sie auf seinen Schoß hätte ziehen können. Ihre Brüste berühren, mit den Händen, mit dem Mund. »Euer Zustand ist ernster, als Ihr glaubt.«

»Aye«, stieß er heiser hervor. »Das stimmt. Aber nicht wegen meiner Verletzungen.«

Sie hielt ihm das Handgelenk hin. »Ihr wurdet angefahren. Von einem großen Gefährten der Bruderschaft, habe ich recht?«

»Dann glaubt Ihr, mir etwas zu schulden? Woher der Sinneswandel?«

»Ihr streitet es also nicht ab.«

»Ich verstehe nicht, was Ihr damit bezweckt, Frau. Es war Euch doch sonst nicht angenehm, verräterisch zu handeln. Was sollte sich geändert haben?«

»Ihr habt die Brüder heute Nacht nicht angegriffen. Ihr

hättet ihnen nachstellen können, doch anstatt Eure Soldaten auf Manny und Rhage oder auf die anderen zu hetzen, die in der Nähe waren, habt Ihr den Schauplatz verlassen, ohne einen von ihnen zu verletzen.«

Aye, dachte er. Er hatte schon vermutet, dass dieses fahrbare Ungetüm zur Bruderschaft gehörte. Er hatte registriert, wie sich jemand aus dem Wageninneren heraus dematerialisiert hatte – und wer außer der Bruderschaft konnte sich derartigen Luxus leisten.

Er lachte rau. »Habt Ihr noch nie von Selbstschutz gehört? Wenn ich so schwer verletzt bin, wie Ihr glaubt, bin ich geflohen, um meine Haut zu retten.«

»Unsinn. Ich kenne Euren Ruf. Ihr hattet heute Nacht Gelegenheit, Euren Feind zu schwächen, doch Ihr habt sie nicht genutzt. Im Grunde könntet Ihr seit einem Jahr unser Anwesen angreifen und habt es nie getan.«

»Muss ich Euch an unsere Abmachung erinnern?«, fragte er gelangweilt. »Ihr kommt zu mir und erfreut mich mit Eurem Anblick, dafür schlachte ich nicht alle ab.«

»Was Ihr einer Vampirin geschworen habt, könnte Euch niemals binden. Ihr seid der Sohn des Bloodletter.«

Der Schwur an Euch schon, dachte er bei sich.

Ihre Stimme gewann an Kraft. »Ihr habt nicht vor, die Bruderschaft anzugreifen, nicht wahr? Nicht heute Nacht. Nicht morgen. Nicht in einem Jahr. Aber nicht, weil ich mich mit Euch treffe – sonst hättet Ihr heute nicht gezögert, sie in den Gassen zu töten. Denn das würde unser Arrangement nicht antasten, habe ich recht?«

Als er zu ihr aufsaß, war ihr Blick so durchdringend, dass er sich plötzlich ganz klein vorkam – und das nicht, weil er saß und sie vor ihm stand.

»Aus irgendeinem Grund wollt Ihr gar nicht mehr angreifen, nicht wahr?«, sagte sie. »Nicht wahr?«

Was Layla da aussprach, war die Erkenntnis, die sich auf der Fahrt vom Haus der Bruderschaft zum Cottage in ihrem Kopf geformt hatte.

Es war, als hätte sie nach einem steilen Aufstieg plötzlich eine Lichtung erreicht, auf der sich zum ersten Mal der Blick über die Landschaft eröffnete, von der sie Teil gewesen war.

»Antwortet mir«, befahl sie.

Er zog eine Braue nach oben. »Ihr sagtet doch, ich sei kein Mann von Ehre und meinem Schwur sei nicht zu trauen. Warum wollt Ihr Antworten von mir, wenn ihnen nicht zu trauen ist.«

»Was hat sich geändert? Ich weiß, dass es nichts mit mir zu tun hat, aber irgendetwas ist anders.«

»Nachdem Ihr so gut darin seid, Euch die Antworten selbst zu geben, werde ich mich zurücklehnen und Euch die Unterhaltung allein überlassen.«

Er saß auf dem Sofa und blickte zu ihr auf, sein Gesicht so ruhig und gefasst wie eine Maske. Ihr war klar, dass er nichts mehr sagen würde, und vielleicht hatte er recht: Seinen Worten war nicht zu trauen.

Doch mit den Taten war es etwas anderes.

»Nehmt von mir«, sagte sie und streckte ihm das Handgelenk entgegen. »Zur Genesung.«

»Was seid Ihr nur für eine Frau. Was ist mit Eurem Kind?«

»Auch Schwangere können Vampire nähren, es ist kein Problem, solange sie nicht zu viel nehmen.«

Bis vor einem Monat hatte sie Quinn und Blay genährt, dann waren sie zu Selena gewechselt, aber nur aus übergroßer Vorsicht heraus. Außerdem hatte sie sich selbst erst vor zwölf Stunden genährt, sie war gestärkt.

Im Gegensatz zu ihm.

»Ihr habt Euch nicht mehr richtig genährt, seit Ihr das erste Mal von mir genommen habt, habe ich recht?«

Sein Blick schweifte zum Kamin. »Natürlich habe ich mich genährt.«

»Ihr lügt.«

»Bitte setzt Euch in Euer Auto und fahrt zur Bruderschaft zurück.«

»Nein.«

Seine Augen wurden schmal, und er sah sie wütend an. »Ihr strapaziert meine Nerven.«

»Weil ich die Wahrheit erraten habe ...«

Mit einem Satz war er auf den Füßen, und trotz seiner Wunden gelang es ihm, sie zu bedrängen, sodass ihr die Wahl blieb, entweder zurückzuweichen oder hintüberzukippen. Sie trat einen Schritt zurück. Und noch einen.

Bis sie mit dem Rücken an die Wand stieß.

Er rückte nach.

»Vielleicht überdenkt Ihr Eure Schlussfolgerungen noch einmal, Auserwählte.«

Layla konnte kaum atmen, doch das lag nicht an ihrer beengten Position. »Ich weiß noch viel mehr.«

»Was könnte das wohl sein?«

Sie hatte ein Gespräch zwischen Blay und Qhuinn über die vergangene Nacht mitgehört, darüber, wie Rhage und die Zwillinge das ehemalige Lager von Xcors Bande inspiziert hatten.

»Ihr habt noch eine andere Gelegenheit verstreichen lassen. Ich weiß, dass die Bruderschaft Euer altes Haus durchsucht hat und Ihr ihnen keine Falle gestellt habt. Ihr hättet ihnen auflauern oder Sprengstoff verstecken können, doch das habt Ihr nicht getan.«

Bei diesen Worten wich er zurück.

Es versetzte ihr einen Stich, dass er humpelte, die blutige Kleidung, seine Erschöpfung.

Grimmig sagte sie: »Mir scheint, ich nähre gar keinen Feind, oder?«

Endlich blieb er vor dem Kamin stehen, stemmte eine Hand in die Hüfte und starrte in die Flammen. Er wirkte niedergeschlagen.

»Geht«, sagte er schlicht.

»Warum wollt Ihr mir etwas verheimlichen, das mich doch freuen würde?« Die Vorstellung, dass er davon ablassen könnte, Wrath oder die Bruderschaft zu töten, wäre eine unglaubliche Erleichterung für sie gewesen. »Warum?«

»Würdet Ihr Euch auch ohne unsere Vereinbarung mit mir treffen?«

Seine Worte erfüllten Layla mit Wärme, doch sie merkte, dass sie sich erneut einer schwierigen Weggabelung näherten.

Bisher waren ihre Rollen klar verteilt gewesen: Er war der Erpresser, sie das Opfer.

So traurig es war, ihre Rolle hatte ihr Sicherheit gegeben. Sie hatte so tun können, als würde sie nur ihre Pflicht gegenüber der Bruderschaft erfüllen.

Sie hatte so tun können, als würde Xcor sie zwingen, ihn zu treffen.

Die Wahrheit aber war ... viel komplizierter.

Sie dachte an die letzte Nacht, als sie ihn durch das Fenster beobachtet hatte. Er hatte am gleichen Fleck gestanden wie jetzt auch, vor dem Kamin. Gern hätte sie ihre Fleecejacke abgelegt. Ihr war schon vorher warm gewesen, doch jetzt kochte sie bald über.

Xcor warf einen Blick über die Schulter. Der flackernde Feuerschein aus dem Kamin betonte sein entstelltes Gesicht. Doch obwohl er den meisten hässlich erschien ... galt das nicht für sie.

Sie versuchte, ihn sich ohne die Kleidung vorzustellen.

»Also«, sagte er voll Spott. »Würdet Ihr trotzdem zu mir kommen? Nur zu, sorgt Euch nicht, meine Gefühle zu ver-

letzen. Ich wurde bereits von meiner Mutter verstoßen. Ich bin die Verachtung der Frauen gewöhnt.«

Als ihr Schweigen anhielt, schlug er mit dem Arm durch die Luft. »Ich deute das als ein ...«

»Ja«, sagte sie laut. »Ich würde zu Euch kommen.«

Unwillkürlich fasste sie sich an den geschwollenen Bauch. Sie wünschte, sie hätte ihren ungeborenen Kindern diese Wahrheit ersparen können.

Erschrocken riss er die Augen auf. Dann kniff er sie wieder zusammen. »Warum?«

Sein Ton war scharf, als wollte er noch ein anderes Eingeständnis von ihr hören.

»Ich weiß es nicht.« Sie zog die Schultern hoch. »Aber die Gründe ändern nichts daran, dass ich es tun würde, oder?«

Es folgte längeres Schweigen.

Die nächsten Worte von Xcor kamen so leise, dass sie ihn kaum verstand, doch es klang wie: »Ich wollte nicht verwandelt werden.«

Sie bat ihn nicht, sie zu wiederholen. Hätte sie ihn verstehen sollen, hätte er sicher lauter gesprochen.

»Trinkt von meiner Ader.«

Nach dieser Aufforderung gab es kein Zurück mehr. Sie konnte sich nichts vormachen, sie handelte aus freien Stücken. Aber wenigstens hatte sie ihr Schicksal selbst bestimmt, nicht irgendein Zufall.

Es war eine bewusste Entscheidung. So bewusst, dass ihr das gemütliche Cottage plötzlich grellbunt erschien und voll intensiver Gerüche, die ihre Nase überforderten. Auch ihr Gehör war so geschärft, dass es fast schmerzte, und jedes Knacken im Kamin, jeder Atemstoß aus ihren Mündern hallte wider wie das Echo in einer Schlucht.

Als er diesmal auf sie zukam, tat er es langsam und ohne Aggression.

Dabei sah er sie an, doch sein Blick war wachsam, als fürchtete sich das Raubtier mit einem Mal vor seiner Beute.

Dann stand er neben ihr und bot ihr den Arm an.

»So habe ich es einmal gesehen«, beantwortete er ihren fragenden Blick. »Bei einem Gentleman und einer Frau von Wert.«

»Ja«, sagte sie heiser. »Auf die Weise ist es üblich.«

Sie hakte sich unter, und er führte sie zum Sofa und setzte sie auf das abgewetzte Polster. Dann wandte er sich ab und verschwand aus dem Zimmer.

»Wohin geht Ihr?«, rief sie ihm nach.

ter, sondern auch die Länge der Tage, und es dämmerte mittlerweile später.

»So etwas habe ich noch nie erlebt«, hörte er sich sagen.

Sie drehte sich auf die Seite und stützte den Kopf auf die Hand, mit der er gespielt hatte. Zum Ausgleich reichete sie ihm die andere.

»Was?«, wollte sie wissen.

»Diese Art von Ruhe.«

Er wünschte, er hätte in all den Jahren der sinnlosen sexuellen Abenteuer gewusst, dass irgendwo diese tiefe Verbundenheit auf ihn wartete. Er hätte sich die ganze unbefriedigende Vögelei sparen können.

»Möchtest du Musik hören?«, fragte er unvermittelt, besorgt, dass er vielleicht der Einzige war, der diese Ruhe genoss.

»Nein, es ist wundervoll, wie es ist.«

Für diese Bemerkung musste er sie auf den Mund küssen. Dann legte er sich zurück in die Kissen und spielte erneut mit ihrer Hand. Er fuhr ihre Finger nach, streckte und spreizte sie, spielte mit den Kuppen.

»Ich liebe die Sterne«, sagte sie wie zu sich selbst.

»Ich habe eine Idee für heute Abend.«

»Ja?«

Wieder machte er *Mm-mm*. »Es ist eine Überraschung. Aber du müsstest die Bootsfahrt verschieben.«

Und er würde vermutlich Valium dafür benötigen. Aber für sie wäre es die Krönung.

»Trez?«

»Ja?«

»Ich möchte, dass du etwas für mich tust.«

Er lächelte. »Hat es vielleicht etwas mit meiner Zunge zu tun? Sag einfach wo, meine Königin.«

»Nein.«

Ihr veränderter Tonfall ließ ihn verstummen. Einen kur-

zen Moment lang wollte er sagen: *Bitte nicht. Wir können heute Abend darüber sprechen. Gönn uns die Tagesstunden für die Illusion der Ewigkeit.*

Doch natürlich konnte er ihr nichts verwehren. »Was soll es sein?«

Es dauerte einen Moment, bis Selena antwortete. Offensichtlich wählte sie ihre Worte mit Bedacht.

Er versuchte, ruhig zu bleiben. »Lass dir Zeit.«

»Meine Schwestern.« Sie zögerte. »Meine verstorbenen Schwestern sind oben auf einem Friedhof. Ganz nah bei der Stelle, wo du mich gefunden hast, erinnerst du dich?«

Die Hecke, dachte er. Durch die er die Marmorstatuen gesehen hatte ... die, wie er jetzt fürchtete, gar nicht aus Marmor waren.

»Ja, ich entsinne mich.«

»Lass nicht zu, dass sie mich dort aufstellen.« Sie entzog ihm ihre Hand und setzte sich auf, und ihr wundervolles schwarzes Haar ergoss sich über ihre Schultern, bedeckte ihre Brüste, berührte ihre Schenkel. »Denn sicher haben sie das vor. Man sucht sich eine Position aus ... denn wenn es so weit ist, können sie einen in jede beliebige Haltung bringen. Dann überziehen sie Haar, Gesicht und Körper mit Gips. Es ist ein Ritual. Deswegen stehen meine Schwestern in den unterschiedlichen Posen auf dem Friedhof.«

Trez rieb sich das Gesicht. Was nicht gegen das Stechen in seiner Brust half. »Selena, lass uns von etwas anderem ...«

Sie packte seinen Arm. Fest. »Versprich es mir. Ich kann nicht für mich selber sprechen, wenn es so weit ist. Das musst du für mich tun.«

Nein, er konnte ihr nichts ausschlagen. Das war vollkommen normal für einen gebundenen Vampir und auch gesund, wie er fand. Doch was für eine Bitte! Es brach ihm das Herz, als er nickte.

»In Ordnung.« Er räusperte sich. »Okay, ich Sorge dafür.«

Sofort entspannte sie sich und atmete auf. Dann legte sie sich neben ihn und schüttelte den Kopf. »Ich weiß, es widerspricht allen Glaubenssätzen und Traditionen, die man mich mein Leben lang gelehrt hat ... aber manchmal fürchte ich, dass sie in ihren Körpern feststecken.«

»Wie bitte ... was? Du meinst, deine Schwestern?«

Sie nickte. »Woher wollen wir wissen, ob es den Schleier wirklich gibt? Was, wenn es nicht stimmt, was man uns immer erzählt. Ich habe diesen Friedhof stets gemieden, so wie alle Auserwählten – ich hasse es, wie still und reglos es dort ist. Ich kannte einige dieser armen Frauen, ich habe mit ihnen gegessen und der Jungfrau der Schrift gedient.« Sie fluchte verhalten. »Sie sind auf diesem Friedhof gefangen, nicht nur, weil sie erstarrt sind, sondern auch, weil sie vom Rest von uns vergessen werden, weil wir ihre Nähe nicht ertragen. Was, wenn sie uns sehen können? Was, wenn sie uns hören? Was, wenn sich die Zeit für sie in ihrer Gefangenschaft endlos dahinstreckt ...« Selena erschauerte. »Ich will das nicht. Wenn ich gehe, möchte ich frei sein.«

Wieder schweifte ihr Blick zum Fenster ab, zu den funkelnden Sternen am Himmel.

»Jede Spezies hat ihre eigene Version vom Jenseits«, sagte er. »Für die Menschen ist es der Himmel. Für die Vampire ist es der Schleier. Wir Schatten glauben an das Ewige. Wir können uns nicht allesamt irren – all diese Vorstellungen sind Versionen von ein und demselben. Es erscheint also nur logisch, dass nach dem Tod noch etwas kommt.«

»Aber es gibt keine Garantie. Gewissheit hat man erst, wenn es zu spät ist.« Sie schien sich in sich zurückzuziehen. »Ich höre weiter, wenn mich die Starre befällt. Auch

wenn sich mein Körper meiner Kontrolle entzieht, kann ich hören, riechen und sehen. Ich bin bei Bewusstsein, ich bin da, aber ich kann nichts ausrichten. Wie gesagt, es gibt nichts Schlimmeres als einen wachen Geist in einem reglosen Körper.«

Nicht weinen, mahnte er sich. Fang jetzt bloß nicht an zu weinen. Du reißt dich zusammen und stehst ihr bei. Hier. Jetzt.

Als sie verstummte, versuchte er sich auszumalen, was sie beschrieben hatte: Wenn man alles mitbekam, aber nicht darauf reagieren konnte.

Er strich ihr über das lange schwarze Haar und küsste sie zärtlich, intensiv. Bald darauf wälzte er sich auf sie und schob sich zwischen ihre Beine. Als er in sie eindrang, als ihn die vertraute und doch immer noch erschreckende Enge umfing, besiegelte er sein Versprechen durch den körperlichen Akt.

Manchmal kämpfte man gegen einen Feind an, den man weder schlagen, noch erschießen oder zerstückeln konnte. Manchmal konnte man ihm nicht einmal etwas zuleide tun.

Das war schrecklich.

Während er die Hüften wiegte, schlang sie die Arme um ihn, und er liebte sie so zärtlich und behutsam, dass er sie die ganze Zeit über küssen konnte.

Nach einer Weile nahm er den Geruch von Regenwasser wahr.

Sie weinten beide.

Unten im Trainingszentrum rannte Rhage, als würde ihn seine eigene Bestie verfolgen.

Das Laufband protestierte. Vermutlich signalisierte das Gerät mit seinem Kreischen – laut genug, um T.I. zu über-tönen, den er sich wie Heroin in die Ohren pumpte –, dass es jeden Moment den Geist aufgab. Aber Rhage wollte

